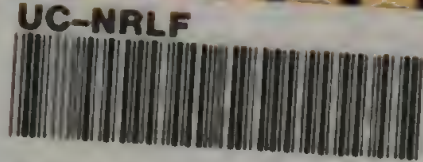
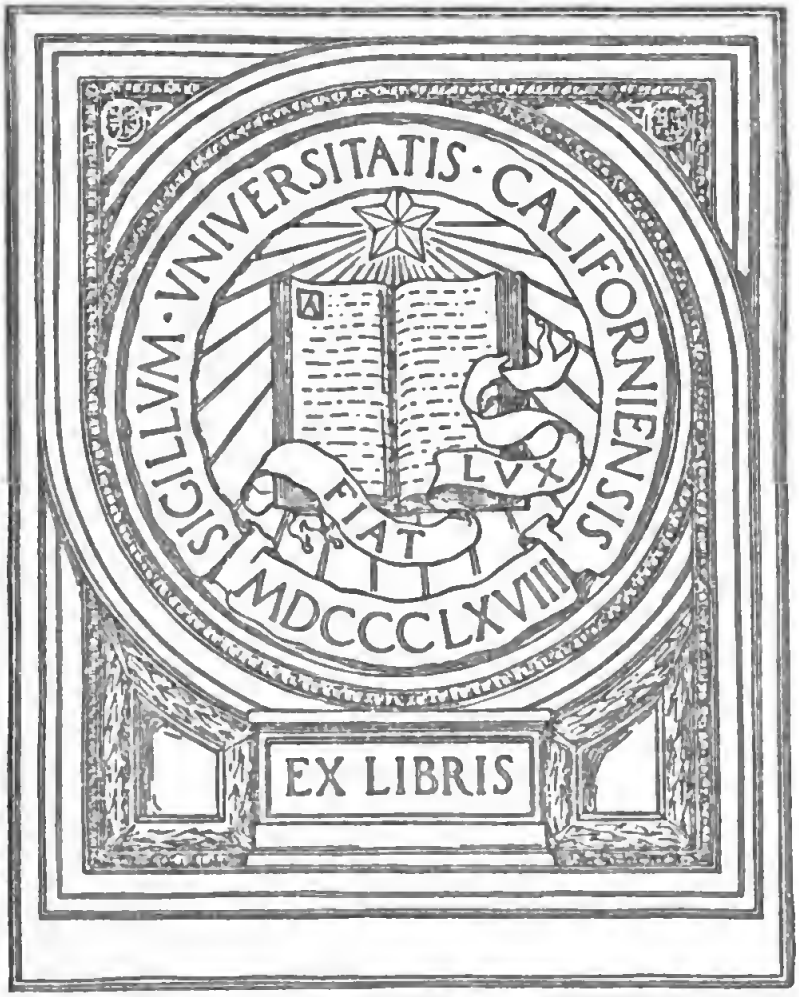
PT
2379
B34



Julius Dahn
Preußen und der deutsche Geist


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Julius Bab

Preußen und der deutsche Geist

(Heinrich v. Kleist)

Reuß & Itta, Verlagsanstalt, Konstanz a. B.

PT2379
.P34

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1915 by Reuss & Itta, Konstanz (Baden)

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Von den Teilen der deutschen Einheit

Geleitwort

Nur wo Bewegung ist Leben. Und nur, wo Verschiedenheiten, ausgleichsuchende Spannungen sind, ist Bewegung. Je mannigfacher die in ihr gebundenen Teile, desto reicher und fruchtbarer die Einheit! Von den Teilen der deutschen Volkseinheit sprechen, heißt deshalb nicht Spaltung und Schwäche, sondern Fülle und Kraft des Ganzen erscheinen lassen. Der bindenden Form heute sicherer als je, kann und soll unser Volk sich in großer Schicksalszeit dankbar bewußt werden, was es an besonderen Gaben und Kräften jedem seiner Teile verdankt. Im Begreifen seines Reichstums möge es erwarmen!

Daß die Betrachtung desjenigen deutschen Elements, das die Gegner heute in ein feindliches Verhältnis zum wertbildenden Kern deut-

M167278

ſchen Geiſtes bringen möchten, den Anfang macht, verſteht ſich von ſelbſt. „Preußen", hat man freilich geſagt, iſt gar kein im Raum faßbarer Volksteil, iſt nur ein Staat, eine Idee, ein Begriff. Das iſt ein Paradox, das die Uebermacht einer politiſchgeiſtigen Tradition bei einer ſonſt vielfach ſchwach entwickelten Eigenart, gut unterſtreicht — aber in Wahrheit lebt eine politiſche Idee nur durch eine Menſchenraſſe fort, in deren Blut ſie ſich vererbt. Und ſo gibt es doch preußiſche Menſchen, ein deutſches Teilvolk, das in den alten Provinzen des präſidierenden Bundesſtaates dichter als in den neuen, im Adel bezeichnender geprägt iſt als in der Menge, das ſich aber als eine von der Geſchichte erzogene und angepaßte Maſſe immer dichter um das Hohenzollernſche Zentrum lagert. Die bewußte Tendenz ſpielt dabei keine Rolle: Die Berliner Sozialdemokratie z. B. iſt urpreußiſch, d. h. ſie hat bis zur Gefährdung alles Inhaltlichen in ſich den Sinn für Form, Organiſation, ſchneidige

Zucht, Disziplin ausgebildet. Daß dieſe großen ſozialpolitiſchen Schutzinſtinkte, die das neue Deutſchland ſchufen, nicht in prinzipieller Feindſchaft ſondern in hohen Harmoniemöglichkeiten zu den ſchöpferiſchen menſchheitbildenden Kräften des alten Deutſchlands ſtehen, das ſoll an einem großen Beiſpiel gezeigt werden.

Dann ſoll zur Ergänzung zunächſt von einem Kernvolk der älteſten deutſchen Kultur geſprochen werden, von den Schwaben. Es wird ſich zeigen, welche Kräfte ihre alte zäh betonte Eigenart doch bei der Bildung eines neuen großen Ganzen einzuſetzen hatte. So ſoll zuerſt die reichsdeutſche Gemeinſchaft gleichſam auf zwei Säulen der alten und urdeutſchen Lebensart geſtützt erſcheinen, — und dann ſoll von den Oeſterreichern geſprochen werden. Die ſind ja nicht nur heute die politiſchen Bundesgenoſſen unſeres Staates, ſondern ſeit je, gebend und empfangend, Schickſalsbrüder unſerer Kultur — unentbehrlich im Geſamtbilde des deutſchen Gei-

ſtes, weil hier allein deutſches Menſchtum, viel beſtimmt, viel beſtimmend, Mittelpunkt für das Zuſammenleben anderer Nationen wurde. Wenn wir ſehen, wie ſehr das beſondere öſterreichiſche Weſen ein deutſches Weſen iſt, wird unſere Bundesgenoſſenſchaft noch mehr allen Schein des Zufälligen verlieren.

Dieſe Themen waren von der gegenwärtigen Situation als die erſten gegeben. Den Gegenſtand zu erſchöpfen mag ſpäter noch vom Anteil der Niederſachſen und Franken, der Rheinländer, Bayern und Schleſier, vielleicht auch noch von der Mitwirkung der ſlaviſchen und der jüdiſchen Elemente an der Einheit des heutigen deutſchens Lebens die Rede ſein.

Julius Bab.

Der große Krieg von 1914 ist ganz gewiß ein eminent politischer. Ein Machtkrieg, der in seinen Wurzeln auch wirtschaftlichen und rein geschichtlichen Boden berührt, in einem unmittelbaren Sinne aber nirgends aus kulturell-religiösen Motiven erwachsen ist. In irgend einem direkten Sinne handelt es sich ganz gewiß um keinen Kulturkampf. — Indirekt freilich stellt eine so ungeheure Erschütterung alle Kultur, ihrer Existenz und ihrer Art nach, in Frage. Die Feinde Deutschlands nun, haben sich um dem unehrlichen Bedürfnis der Welt nach geistiger Motivierung materieller Bewegungen — jenem schlechten Gewissen, jener Fratze, die doch „für den entstellten Gott zeugt"! – zu genügen, auf die Formel geeinigt: dieser Krieg werde zu Gunsten auch der deutschen Kultur gegen den preußischen Militarismus geführt, man wolle das

Deutſchland Goethes vor dem Deutſchland Bismarcks, deutſches Weſen vor dem Preußentum retten.

Wenn wir nun von den praktiſchen, ſehr erheblichen Geſichtspunkten abſehen, daß für Menſchen wie für Völker das Recht der Selbſtbeſtimmung das allerhöchſte iſt und daß ſich wider ſeinen Willen auch niemand retten und veredeln laſſen braucht, daß es auch praktiſch ein ſehr wahnſinniger Gedanke iſt, das gute Herz eines Menſchen dadurch zu retten, daß ich ihm eine Kugel in den böſen Kopf ſchieße — wenn man von all dem abſieht, was die Konſequenz aus jenem Satze der Feinde Deutſchlands unmöglich macht, ſo bleibt für uns doch ein dringendes Bedürfnis, die Wahrheit des Satzes an ſich zu prüfen, um zu ſehen, ob die deutſche Kultur, die wir als Grundſtein in die ganze neuere Kultur der Menſchheit eingemauert wiſſen, die Welt Kants, Goethes und Beethovens wirklich in einem von Grund aus falſchen und gegenſätzlichen Verhältnis zur Welt des Preußentums, zum

Werk Friedrich des Großen und Bismarcks steht. Aber über dieſen Verteidigungsgrund hinaus iſt es für uns heute weſentlich, nach einem Punkt zu ſuchen, in dem etwa ein Gleichgewicht, ein inneres Verhältnis, eine Zuſammengehörigkeit zwiſchen Deutſchtum und Preußentum ſich offenbare. Denn daß das Preußentum tatſächlich Rückgrat des deutſchen Staates und Machtbewußtſeins, kurz des politiſchen Deutſchlands, das heute im Kriege ſteht, iſt, das wird allerdings niemand beſtreiten können. Für jeden aber, der ſich vorher als gottgeſelltes Mitglied der menſchlichen Kulturgemeinſchaft überhaupt fühlte, und der gleichwohl ſich gehalten findet, in dieſem Kriege als ein Deutſcher entſchloſſen gegen ſeine unter anderen nationalen Fahnen gerüſteten Mitmenſchen zu ſtehen — für jeden Menſchen ſolchen Schickſals kann es keine dringendere Aufgabe geben, als den Punkt zu erſtreben, auf dem ſich die Geſchloſſenheit und Entſchloſſenheit politiſcher Macht mit dem

menſchheitlichen Kulturwillen als harmoniſche Notwendigkeit zuſammenfindet. So wird es Aufgabe, ein Zeichen, ein Werk, eine Geſtalt zu ſuchen, die auch einen notwendigen und fruchtbaren Zuſammenhang von Deutſchtum und Preußentum offenbaren kann. Dieſe Geſtalt, dies Werk, dies Zeichen iſt in der deutſchen Geiſtesgeſchichte aber nur einmal mit größter Kraft, mit höchſter Bedeutung gegeben worden: im Leben und Schickſal und Werk Heinrich von Kleiſts.

So möchte ich glauben, daß die wahren Lebensſtunden dieſes vor 103 Jahren geſtorbenen Dichters erſt heute gekommen ſind, daß erſt jetzt ſein Schickſal ſeine Frucht trägt, ſein Schaffen zu höchſter Wirkſamkeit erwacht. — Der Kleiſt, der im November 1811 am Wannſee bei Berlin ſeinem Leben ein Ende machte, war ſeinem wahren Weſen nach in der deutſchen Geſellſchaft noch nicht im mindeſten lebendig geworden. Er war dann ein paar Wochen lang der

Gegenſtand einer Senſation rein geſellſchaftlicher Art: es machte Aufſehen, daß ſich ein junger Mann aus ſo guter Familie erſchoſſen hatte, noch dazu in Geſellſchaft einer Frau, die nicht einmal ſeine Frau war. Und während man dieſen Klatſch durchkoſtete, wurde wohl auch hin und wieder erwähnt, daß dieſer Kleiſt Dinge geſchrieben habe, die ſeine literariſchen Freunde für überaus genial erklärten. Aber — nicht wahr? — das behaupten die jungen Leute ja ſo oft von guten Freunden, das hat nichts weiter auf ſich... Und auch als zwei Jahre nach Kleiſts Tode die große kriegeriſche Nationalbewegung durch Deutſchland ging, die Erneurung Preußens, jene innerſte Revolutionierung Deutſchlands, deren Wucht die Franzoſen aus dem Lande trieb, da war das Werk des Kleiſt, der für dieſen Tag unter Einſatz ſeiner innerſten Lebenskräfte gearbeitet hatte, nicht in lebendiger Wirkſamkeit. Nur wenige von jenen, die damals führten, hatten eine perſönliche Erinnerung an

den Mann, der die ungeheuren Worte „Germanias an ihre Kinder," der Aufrufe, Flugschriften, Kriegskatechismen verfaßt hatte, denen gegenüber das ganze Werk der Arndt, Körner, Schenkendorff sehr matt, sehr aus zweiter Hand erschien. Wie hätte man den wahren Kleist auch kennen sollen, dessen reifste und wesentlichste Schöpfungen noch unveröffentlicht im Schrank des Freundes lagen. Erst 10 Jahre nach Kleists Tode gab Ludwig Tieck die „Hermannsschlacht" und den „Prinzen von Homburg" heraus. — Auch dann gelangten diese Werke nicht etwa zur Wirksamkeit. Die weitere Aufführung des „Prinzen von Homburg" in Wien wurde sofort nach der Uraufführung verboten, verboten von dem Manne, dem Kleists ganz besondere Verehrung gegolten hatte, vom Erzherzog Karl, der hier nichts sah, als das schlechte Beispiel eines Offiziers, der Todesangst zeigt. Zwar in die Literaturgeschichten drang Kleist allmählich ein, und die Philologen hatten den schönen Sport

ſich zu ſtreiten, ob man ihn in die Schachtel der Romantik oder der Klaſſik tun ſolle. Aber eine lebendige Wirkung war das nun eben nicht. Eine Stimme wie die Friedrich Hebbels, der ſchon vor 60 Jahren ausſprach, daß die Deutſchen in Kleiſt ein ganz einziges Phänomen allergrößten Stils beſäßen, blieb noch ganz vereinzelt und wirkungslos. Und als die Tat Bismarcks im Jahre 1870 das Werk der Befreiungskriege wenigſtens zu einem Teil unter Dach brachte, da war Kleiſt noch immer nicht unter den wirkſamen mitbauenden Geiſtern der Nation. Erſt zur Siegesfeier entſann man ſich, daß dieſes Stück „Hermannsſchlacht" einen deutſchen Sieg über äußere Feinde verherrliche und brachte es als Feſtſpiel auf die Szene. — Im letzten Menſchalter ſchien ja dann Kleiſts Ruhm und Wirkung gewachſen: zum mindeſten mit dem „Prinz von Homburg" drang er in die Schulen ein, die Bühnen ſpielten ihn mit der ſparſamen Regelmäßigkeit eines Klaſſikers, die Kleiſtliteratur

ſchwoll an. Als das Dezimalſyſtem die übliche Begeiſterung für Kleiſts 100. Todestag entfachte, erlebte man viele dicke Bücher, Feſtaufführungen und ſogar eine Kleiſtſtiftung. Es ſchien überhaupt etwas wie eine Kleiſtmode im letzten Jahrzehnt umzugehen. Aber mit eben dieſer Mode war die Zeit dem wahren Leben Kleiſts viel fremder und ferner als irgend eine vorher. Denn dieſe Mode heftete ſich an Symptome, an Aeußerlichkeiten ſeines Werkes, — dieſe Mode begriff nicht Sinn noch Weſen des ungeheuren Kampfes, den Kleiſt gekämpft hatte, ſie ſah nur, daß es als Folge ungeheurer Anſtrengungen dort krampfhafte Zuckungen, Ohnmächte, Wutanfälle, kurz Nervoſitäten mancherlei Art gab. Und eine Zeit, die Kultur nicht als die Bildung eines aus tiefſter Leidenſchaft zielenden Willens, ſondern nur noch als eine möglichſte Verfeinerung der Sinnlichkeit, als Triumph der „Senſibilität" kannte, wähnte, in dieſem Heinrich von Kleiſt (deſſen Werk durch die ungeheure Leiden-

ſchaft ſeiner Willensſpannung zuweilen ſchwankte) ihresgleichen gefunden zu haben. Man muß ſich an die höchſt ſchaudervollen Vorſtellungen erinnern, die dieſe Kleiſtmode etwa von einem Werk wie Penteſilea zuſtande brachte, — an dieſe Verwandlung einer am Uebermaß zerbrechenden Kraft, in blutarm hyſteriſche Schwäche, um zu ermeſſen, wie fern dem wahren Leben Kleiſts dieſe Kleiſtmode blieb. — Aber dann kam der Krieg, es kam die Situation, in der die Deutſchen einen geiſtigen Führer brauchten, dem politiſcher Machtwille, dem kriegeriſches Volksgefühl ſo wenig wie höchſte Menſchlichkeit fremd war — und da ſchlug Heinrich von Kleiſts wahre Lebensſtunde! Daß von immer zehn deutſchen Bühnen, die ſich im Auguſt 1914 entſchloſſen ihre Pforten zu öffnen, immer acht gleichſam inſtinktiv zu Kleiſt fanden, wird wohl als ein bedeutſames Symptom gelten müſſen. Denn ſeitdem kreiſt auf vielen Wegen das Denken und Fühlen vieler Deutſchen, die den Krieg

daheim oder im Felde erleben, immer wieder um Heinrich von Kleiſt.

Was Heinrich von Kleiſt heute zum Genius der Stunde macht? Um es zunächſt einmal mit einer Formel zu ſagen, wie ſie ſich erſt langſam mit lebenskräftigem Sinn füllen kann: er iſt der erſte und größte Dichter im neueren Deutſchland, in dem zugleich der national-politiſche Wille mächtig war. — Ich ſage im „neueren“ Deutſchland, denn mit dem großen mittelalterlichen Reich, das hohe Kultur und ſelbſtbewußtes Machtgefühl zugleich beſaß, hängen wir doch nur noch durch geſchichtliche Erinnerungen zuſammen. Der Lebensfaden iſt abgeriſſen. In den Kämpfen, die ſein Reformationswerk entfeſſelte, hat der Deutſche des endenden Mittelalters all ſeine Lebenskraft zugeſetzt. Der dreißigjährige Krieg hinterließ Deutſchland politiſch, wirtſchaftlich und kulturell als eine Wüſte, als ein verzweifeltes Nichts. Wie dann in we-

nigen Generationen der deutſche Geiſt ſich willig in die Schule der glücklicheren Völker gab und nach kurzem Lernen wieder zum Lehrer der Menſchheit wurde, wie die große klaſſiſche Literatur und Kunſt Deutſchland wieder zu einem mächtigen und notwendigen Volk unter den Völkern machte, das wird immer als ein Wunder für die göttliche Lebenskraft des deutſchen Weſens zeugen. Aber freilich es war lediglich „das Volk der Dichter und Denker", das nun wieder groß vor der Menſchheit daſtand. Es war immer noch ein armes und ein politiſch ohnmächtiges Volk und daraus folgt es doch wohl, daß heute die Führerſchaft unſerer Klaſſiker verſagt, wenn wir den Zuſammenhang zwiſchen unſerem menſchlichen Sein und Wollen und unſerem nationalen Dürfen und Müſſen ſuchen. Wir wollen heute ſo wenig und weniger als je vergeſſen, daß wir ohne Goethe weder als Menſchen noch als Deutſche irgendwie das wären, was wir ſind. Aber für einen Willen zu nationaler Selbſt-

behauptung findet tatsächlich sein ganzes Werk keine Erklärung. So sehr ihn das gefesselt hat, was wir „innere" Politik nennen: die zweckmäßige Organisation der Gesellschaft, das Soziale, — so ganz ohne Gefühl war doch der Sohn der kleinen Winkelsouverenität Frankfurt a. M., der Sprosse einer dürftigen Ratsherrlichkeit für die Schlachten der „äußeren" Politik. Er hat nicht gefühlt, weshalb die Herrschaft eines so genialen Mannes wie Napoleon, wennschon sie im Namen Frankreichs geschah, für die Deutschen ein Unglück sein sollte, und er hat die Begeisterung des nationalen Willens von 1813 nicht einmal nachempfunden. — Schiller aber, den man so gerne als besonderen Nationaldichter für Deutschland in Anspruch nimmt, entlief einer kleinen schwäbischen Despotie und hat mit dem Worte „Freiheit" sein Leben lang mancherlei soziales und vielerlei methaphysisches gemeint, aber niemals Möglichkeiten eines nationalen Zusammenschlusses, einer politischen

Größe der Deutſchen. Er hat in ſeinen berühmteſten Freiheitsdichtungen zufällig immer gerade Prozeſſe verherrlicht, in denen ſich Volksteile vom alten deutſchen Reichskörper abſpalten, und er hat das entſcheidende, für den politiſchen Sinn der ganzen Generation vernichtende Wort geprägt:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es Deutſche vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür voller zu Menſchen euch aus!“

Es iſt klar, daß die Bekenner ſolchen Wortes uns heute nicht zu raten vermögen, wenn wir gerade den Weg ſuchen, auf dem ſich der Trieb zur Nationbildung, zur politiſchen Schöpfung mit dem Willen zu höchſter Menſchlichkeit begegnet. — Der deutſche Dichter und Denker Heinrich von Kleiſt aber, war ein Preuße, und damit iſt eigentlich dem Reichsſtädter und dem Schwaben gegenüber die Summe ſeines Schickſals und der Kern ſeines Werkes gegeben.

Dies Preußen, das bei der Geburt Kleiſts

noch unter der Herrſchaft Friedrich des Großen ſtand, war kein im blutsmäßigen Sinne geeintes Volk, es war nur eine großartige Staatenorganiſation aus der Zuſammenarbeit einiger ſehr begabter hohenzollernſcher Dynaſten mit einem ſehr kräftigen und, bei allem Eigenſinn, ſtaatlichen Pflichtbegriffen ſehr zugänglichen Adel und mit dem armſeligen, aber biegſamen und zähen Volk der deutſchen oſtelbiſchen Koloniſation erwachſen. In den Kernlanden des Staates wuchs wohl langſam um die Provinz Brandenburg herum, auch etwas wie ein preußiſches „Volk" zuſammen, aber vor allen Dingen war das Reich dieſes vom Rhein bis zur Memel geſtreckten und viel durchlöcherten Gebiets doch eben ein geiſtiges Weſen: ein Zuſammenſchluß gründlich erzogener Willenskräfte, die auf jene Disziplin, jene Einordnung, jene Hingabe gerichtet waren, mit der man Völker zuſammenhält, ſtark und mächtig macht. Dies Gebilde war durchaus nicht, nicht einmal in der Abſicht,

ein kommender deutſcher Nationalſtaat, aber nachdem es der große Friedrich im ſiebenjährigen Krieg gegen ganz Europa behauptet hatte, warf die Achtung, die es in der ganzen Welt errungen hatte, doch zum erſten Mal wieder auf die Deutſchen ein Licht, in dem ſie als politiſch mögliche und belangvolle Weſen überhaupt erſchienen. Ein Notgebilde war dieſer preußiſche Staat, über viel äußerer und innerer Dürftigkeit mit äußerſter Energie zuſammen gehalten; die Form einſtweilen noch koſtbarer wie der Kern — aber eine Form, die ſoviel Schutz, Sicherheit und Ordnung verſprach, daß ſie auf die Dauer allerlei gute Lebenskräfte gleichſam in ſich hineinlocken mußte.

Aus dieſem kargen, harten und ſchon großen Preußen ſtammte Heinrich von Kleiſt, und er war nicht irgend ein Preuße, ſondern er war einer derer von Kleiſt, er war Glied einer jener Familien, von deren Mitarbeit ſeit Generationen weſentlich dieſes Preußen eri-

ſtierte. Offiziere und Beamten, Generäle und Miniſter waren die Kleiſts geweſen, immer im Dienſt der Hohenzollernſchen Herrſcher, und ſie blieben es auch bis auf dieſen Tag. Ein Kleiſt war auch jener Fredericianiſche Offizier geweſen, jener Ewald von Kleiſt, der als erſter mit Bewußtſein ſeinen Beruf in Verſen geprieſen, der die preußiſche Armee angeſungen hatte und der dann, bei Kunnersdorf, für ſeinen König fiel. Dieſer Kleiſt war ein intimer Freund Gottfried Ephraim Leſſings geweſen, des großen Bahnbrechers der neuen ſelbſtändigen und freien deutſchen Kultur, und im Andenken an dieſen Freund und ſeine ehrenhafte, pflichtvolle Männlichkeit hatte Leſſing das älteſte der heut noch lebenden Werke der deutſchen Bühne geſchaffen: „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück.“ ... Aus dieſer Familie alſo war Heinrich von Kleiſt, und er war nicht etwa „aus der Art geſchlagen“. Das iſt ja in Wahrheit überhaupt kein Menſch; nicht anders kommt das Neue in

die Welt, als daß die Summe aller ererbten Kräfte das von Vater und Mutter gekommene Fleiſch und Blut durch die rätſelhafte Kraft des Individuums eine neue Durcharbeitung, eine Umfärbung erfährt. Aber der Fond ererbten Weſens iſt immer das Material, in dem jedes Menſchen Charakter und Geſchick gearbeitet werden muß, und bei Heinrich von Kleiſt war die Maſſe der ererbten Gefühle: preußiſcher Staatsgefühle! Gefühle für eine durch Ordnung, Disziplin, Hingabe zu pflegende Machtorganiſation der Völker! Gefühle für Haltung, Zucht, Selbſtgefühl, Kampfbereitſchaft! ſogar außerordentlich ſtark.

Das für die deutſche Geiſtesgeſchichte entſcheidende war dann freilich, daß dieſer Fähnrich Kleiſt kein General, der Aſſeſſor kein Regierungspräſident wurde — daß vielmehr hier zum erſten Mal der Geiſt der neu gebildeten deutſchen Kultur einen grundpreußiſchen Menſchen mit unwiderſtehlicher Gewalt zu außerſtaat-

lichem, geiſtigem, künſtleriſch-menſchheitlichen Wirken aufrief.

Mit den größten Kräften des geiſtigen Lebens dieſer großen Zeit trat Kleiſt in die engſte Berührung: Ihn erſchütterte Kants Philoſophie, die er freilich nur nach ihrer auflöſenden, die Beweisbarkeit aller Ideen vernichtenden Seite begriff, aufs tiefſte; ſchwindelnd blickte er hinein in die ungeheure Schlucht voll gefährlicher Freiheit und ſchwerer Pflicht, die ſich hier für das Individuum auftat. Und mit größerem Gefühl und höherem Bewußtſein als irgend ein Zeitgenoſſe ergriff Kleiſt das ungeheure Werk Goethes, der als künſtleriſch fühlender Menſch alle Schranken überwunden, ſich zur ganzen Welt Zugang, Gemeinſchaft, ſchöpferiſchen Bezug gebahnt hatte. „Auf den Knien ſeines Herzens" verehrte Kleiſt dieſen mächtigſten Seelenführer und ſpannte in glühendem Liebeshaß zugleich ſeinen eigenen Schöpferwill ſo ehrgeizig hoch, daß er drohte, ihm, dem Vergötterten, „den

Kranz von der Stirn zu reißen." So war der junge preußiſche Edelmann mit ſeiner wilden Kraft ein Gefangener jener großen geiſtigen Bewegung, die eben den armſeligen deutſchen Kleinbürger plötzlich auf die Höhe der Welt geriſſen hatte.

Aber hierin allein liegt nun wiederum, von der anderen Seite geſehen, *nicht* das Entſcheidende. So wie Kleiſt waren noch viele, ſo war eigentlich die ganze junge Generation des damaligen Deutſchlands geſtellt. Sie alle waren gleichſam trunken von der ungeheuren Ausſicht, die ſich hinter der Enge des deutſchen Lebens plötzlich aufgetan hatte. Sie alle ſchwankten unter der Laſt von Welt, die ihnen dieſe Titanenhände plötzlich auf die Schulter legten. Was aber literariſch, künſtleriſch, geiſtig, ſeeliſch aus dieſer ganzen Generation wurde, das kennt die Kunſt und Menſchheitsgeſchichte unter dem Worte „*Romantik*". Dieſe jungen Menſchen taumelten ſchwärmend hinaus *in das Form-*

loſe, verloren ſich in das Unendliche und kamen, da die Welt dem unendlichen Bedürfnis nicht genügen konnte, zur Weltverachtung, zur Erdflucht, zur Todesſehnſucht. Alle dieſe reich begabten und tief verworrenen Jünglinge haben wohl Anregungen ausgeſtreut und in einzelnen lyriſchen Entladungen erſchütterndes Zeugnis ihrer Not und Sehnſucht hinterlaſſen — ein Werk, das formbildend im Leben der Nation fortwirkte hat keiner von ihnen geſchaffen. Heinrich von Kleiſt aber, der auch ſchwankend ging unter der Fülle dieſes neuen Lebens, der auch zuweilen in ſchwärmender maßloſer Sehnſucht mehr den Tod als das neue Leben herbei ſehnte, er allein in dieſer ganzen Generation kam dennoch zu einem mehr als lyriſchen, mehr als fragmentariſchen Werke, er ſchuf eine neue das Werk der klaſſiſchen Generation fortſetzende und bereichernde Form, er ſchuf einen neuen Lebensſtil, deſſen zeugende Gewalt ein Jahrhundert lang gewartet hat, um vielleicht erſt heute ihre ganze

Kraft zu entfalten! Und er vermochte das deshalb, weil allein in ihm aus dieſer ganzen Generation zugleich mit der neuen deutſchen Kultur auch die alte preußiſche Tradition, die Tradition, deren letzter Wert und höchſtes Gebot Form, Zucht, Haltung, Schaffen und Fertigwerden war, als elementare Macht aufgehoben lag. In dieſer Doppelheit, in dieſem Sichergänzen von deutſchem Reichtum und preußiſcher Zucht liegt die ganze Beſonderheit, der ganze geſchichtliche Wert des Kleiſtſchen Werkes.

Kleiſt war durchaus kein naives, aus dem Unbenwußten ſchaffendes Temperament. So wenig es ihn im allgemeinen zur theoretiſchen Auseinanderſetzung drängte, — der winzig kleine Band ſeiner Proſaſtücke hat doch beinahe auf alle Gebiete des menſchlichen Lebens Lichter des Begreifens geworfen, die von geradezu blendender Kraft ſind. Von nicht geringerer Wucht als ſeine ganz außerordentlichen, von höchſtem Zielbewußtſein getragenen, Hutten und Arndt an

formaler Energie noch weit übertreffenden politiſchen Flugſchriften ſind jene ſtreifenden Bemerkungen, die er gelegentlich über bildende Kunſt, Theater und Kritik gemacht hat. In ſeinem Aufſatz „über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden" leuchtet er faſt unwillkürlich in die tiefſten Fundamente ſeines dramatiſchen Handwerks hinein. In der Betrachtung über Marionetten gibt er eine erſchütternd tiefe Philoſophie des handelnden Menſchen, der das Außerordentliche nur dann wieder leiſten wird, wenn er, die Erkenntnis als ein Zwiſchenſtadium zurücklaſſend, zu einer neuen Unwillkürlichkeit aufgeſtiegen iſt; und in den Paradoxen „von der Ueberlegung" konſtatiert er ſchon in ganz ſichtbarem Preußentum den Satz: „daß die Ueberlegung ihren Zeitpunkt weit ſchicklicher vor als nach der Tat findet." Wobei er im Schlußſatz den Sinn der beiden vorhererwähnten Abhandlungen mit den Worten in dieſe dritte

zuſammenzieht, daß man anders „ſeinen Willen in keinem Geſpräch durchſetzen werde, viel weniger in einer Schlacht". Mit all dieſen bewußten Aeußerungen ringt ſich aber der Kleiſtſche Geiſt, und zwar ganz ſichtbar unter der Kraft preußiſcher Staatstradition, von den Lockungen romantiſcher Weltauflöſung los, von den Gefahren vergleichender Hiſtorien, lähmenden Tiefſinns, Hamletiſcher Gedankenbäſſe. Kleiſt hat das erhabene „Gebet des Zoroaſter" geſchrieben, das völlig von Goethe ſein könnte und in dem eine Seele vom Vater im Himmel den Segen zu menſchenerfreuender Tat erbittet: „Ueber alles aber, o Herr, möge Liebe wachen zu dir, ohne welche nichts, auch das Geringſte nicht gelingt." Daß aber Kleiſt, und Kleiſt allein aus der ganzen Nachfolge Goethes, nicht romantiſch in dieſer Liebe Gottes *verſank*, daß er das Goetheſche Prinzip irdiſcher Stellvertretung, „das Ergreifen Gottes, wo und wie er ſich offenbare" wirklich *praktizierte*, daß er zu gött-

lichen Siegestaten kam, das war eben wohl doch das Verdienſt ſeines preußiſchen, unbedingt auf Arbeit, Bewährung, Ausformung gerichteten Inſtinktes. Die Kraft der Realität, des Weltſinns, mit der er die unvergleichlichen preußiſchen Soldatenanekdoten ſchrieb, iſt die gleiche, mit der er in dem köſtlichen „Brief eines Malers an ſeinen Sohn“ redet. Dieſer Brief erſt ergänzt Zarathuſtras Gebet zum ganzen Kleiſt, denn er legt dar, daß die großen Meiſterwerke nicht aus einer händefaltenden Begeiſterung, ſondern aus einer rechtſchaffenen Luſt an ſinnlicher Anſchauung und praktiſcher Beteiligung entſtehen: „die Welt iſt eine wunderliche Einrichtung, und die göttlichſten Erſcheinungen, mein lieber Sohn, gehen aus den niedrigſten und unſcheinbarſten Urſachen hervor.“ Das iſt die Rückkehr zu dem göttlichen Realismus der Goetheſchen Jugend, die keinem anderen aus der romantiſchen Generation gelang. Weil er bis auf dieſe Fruchterde durchſtieß, iſt Kleiſt nicht

ein Epigone, ſondern ein Fortſetzer, ein Weiterbildner am Werke der deutſch-klaſſiſchen Kultur geworden. Daß er aber im berauſchenden Anblick der neuerſchloſſenen Welt, der all ſeine Altersgenoſſen taumeln machte, dieſe geniale Nüchternheit behielt, das war doch wohl die Frucht jenes Tatſachenſinns, der ſein preußiſches Erbteil war. Dieſer neue Sieg des deutſchen Geiſtes iſt mit preußiſchen Waffen erfochten worden!

Aber ehe man nun weitergeht und den Inhalt dieſes Werkes auszuſprechen verſucht, wird man ſich wohl mit einem ſehr naheliegenden Einwand auseinanderſetzen müſſen. Auch wer von Kleiſts Biographie ſonſt nichts kennt, kennt doch die Tatſache, daß dies Leben durch Selbſtmord geendet hat. Und der Selbſtmord, das iſt eine weit verbreitete und auch nicht unkluge Pſychologie, gilt ja als der äußerſte, ſicherſte Beweis für ein mißlücktes, zur Löſung ſeiner Aufgaben nicht fähiges Leben. Wie kann alſo eines Selbſtmörders Leben und Werk als ein Sieg geprie-

ſen, als eine führung- und richtunggebende Leiſtung in Anſpruch genommen werden. Auf dieſen naheliegenden Einwand iſt zu entgegnen daß in Kleiſts Leben der Selbſtmord dieſe abſchließende, bilanzziehende Bedeutung tatſächlich *nicht* hat. Allerdings war ſein Leben in der Zuſammenarbeitung des ſtaatlich-preußiſchen und des menſchheitlich-deutſchen Momentes vor eine ſchier übergroße Aufabe geſtellt, die auch Titanenkräfte ermatten konnte. Tatſächlich aber hat Kleiſt, wie wir heute zu unſerer aller Heil empfinden und wie ich ſogleich noch ausführlich zu zeigen hoffe, dieſe Aufgabe *gelöſt*, allerdings nur um den Preis einer ungeheuren Anſtrengung und Ueberanſtrengung. Sein Leben aber verlief weder in einem vergeblichen Ringen noch in einer zuſammenhängenden ſiegreichen großen Anſpornung, an deren Schluß er zuſammenbrach, ſondern in einem abſolut *periodiſchen Wechſel* von höchſter Kraftanſpannung und tiefſter Abſpannung, ja Ausſpannung

aller Lebenskräfte. So angeſehen iſt aber auch ſein Selbſtmord nur das gleichſam zufällig endgültig gewordene Reſultat einer ſolchen Abſpannungsperiode und weit davon entfernt, irgend etwas allgemeines und endgültiges für die Leiſtung und Führung dieſes ganzen Lebens zu beweiſen. — Um dies zu verſtehen, muß es vergönnt ſein, hier einmal das Kleiſtſche Leben unter Verzicht auf alle pſychologiſche Ausbreitung und allen Reiz ſinnlicher Darſtellung rein ſtichwörtlich und nur auf ſeinen Rhythmus hin zu betrachten!

Heinrich von Kleiſt wurde geboren am 18. Oktober 1777, war Fähnrich, Leutnant wie alle Mitglieder ſeiner Familie, machte auch einen Feldzug mit, zog dann den Waffenrock aus. Das war für einen Kleiſt nicht ganz normal, immerhin aber da er ein ſehr ſtrebſamer und ordentlicher Student in Frankfurt a. d. Oder wurde, auch nichts revolutionäres. Er hatte eine Braut, die er mit etwas altklugem Moraliſ-

mus zu veredeln trachtet, er ſcheint ein durchaus normaler, rüſtig emporſtrebender junger Mann.

Plötzlich im Jahre 1800 verläßt er Frankfurt a. d. Oder und reiſt man weiß nicht wohin. Ueber mehr oder weniger ſtarke Vermutungen iſt aller Eifer der Kleiſtforſchung auch heute noch nicht hinaus gelangt. Er taucht in Würzburg auf und ſchreibt von dort überſchwengliche, durchaus unklare Briefe nach Haus. Jedenfalls: er iſt aus ſeiner bisherigen Welt gleichſam plötzlich hinweggeſtorben und kehrt, zwar diesmal noch fröhlich, aber jedenfalls tief verwandelt, wohl ſchon mit dem Keime eines künſtleriſchen Willens in der Bruſt, zurück.

Er tritt dann tiefer Neubegierde voll mit der Schweſter eine Reiſe nach Paris an, noch unter dem Wahn oder Vorwand, ſeine wiſſenſchaftlichen Studien zu fördern. Er geht von Paris nach der Schweiz, und mit Ideen von einem idylliſchen Landleben trennt er ſich von

der Schweſter. Statt zum Bauern aber wird er dort zum Dichter; in einem Schweizer Freundeskreiſe vollendet er ſeinen Erſtling, die „Familie Schroffenſtein“, beginnt den „zerbrochenen Krug“ und entwirft den großen dramatiſchen Plan, in dem er griechiſches und Shakeſpeareſches Weſen zu verſöhnen meinte: „Robert Guiscard“. Er reiſt von der Schweiz nach Weimar und in der geiſtigen Hauptſtadt Deutſchlands empfängt ihn als Vater eines ſeiner Schweizer Freunde, der alte Wieland, der gütige Großvater der deutſchen Literatur, auf das herzlichſte. Wieland zeigte ſich von Kleiſt wie von ſeinen dichteriſchen Verſuchen entzückt, macht ihm hohen Mut — ſein Leben ſcheint nun ſicher bergauf zu gehen als das eines Dichters ...

*

Da tritt eine neue Unruhe, Abſpannung, Verfinſterung ein. Kleiſt reiſt ſchließlich mit einem Freunde nach Paris, überwirft ſich dort mit ihm und nach einer ganzen Reihe von wahnſinnigen

und unklaren Schritten ſcheint er in einem Zuſtand vollkommener Verzweiflung das Werk ſeiner höchſten Hoffnung, den Giescard, verbrannt zu haben. Er geht dann unſeren Blicken ganz verloren, taucht ſchließlich in Mainz bei einem unbekannten Arzte als Schwerkranker nach einigen Monaten auf. Zum zweiten Mal war er völlig aus dem Geſichtskreis ſeiner Freunde, ſeiner Familie, ſeines ganzen bisherigen Lebens verſchwunden — aus ſeiner laufenden Exiſtenz gleichſam weggeſtorben.

Er kehrt zurück und tritt wiederum ein ſehr geordnetes Leben an, er erhält eine wenig beſchwerliche preußiſche Staatsſtellung in Königsberg, die er ganz ordentlich ausfüllt. Zugleich aber kommt nun ſeine dichteriſche Kraft zu vollſter Entfaltung: Amphytrion, die große Komödie und zugleich ſeine berühmteſten Novellendichtungen entſtehen, Pentheſilea wird begonnen...

Da kommt im Jahre 1806 der Zuſammenbruch Preußens, 14 Tage nach Jena ziehen die

Franzoſen in Berlin ein und wiederum tut Kleiſt etwas vollkommen Unverſtändliches, Verwirrtes: er reiſt von dem noch ſicheren Königsberg nach Berlin, den Franzoſen in die Arme; niemand weiß warum und wozu. Natürlich wird er von den Franzoſen als Spion verhaftet und lange Zeit auf franzöſiſchen Feſtungen hin- und hergeſchoben. Zum dritten Mal iſt er ſeinem klar gerichteten, ſchaffenden Leben jäh entriſſen.

Er taucht zum vierten Mal auf und nun erlebt er in Dresden das hellſte und glücklichſte Jahr ſeines Lebens. Im Körnerſchen Hauſe wird er der Mittelpunkt eines kleinen Kreiſes der ihn liebt und an ihn glaubt, er gründet mit dem Freunde Müller die Zeitſchrift „Phöbus", für die er mit einem berühmten leidenſchaftlichen Briefe um Goethes Mitarbeit wirbt. Die „Pentheſilea" erſcheint, das „Käthchen von Heilbronn" entſteht; noch nie ſchien Kleiſts Leben ſo leicht, ſo glücklich, ſo fruchtbar.

*

Und plötzlich im Jahre 1809 ſtirbt Kleiſt aus dieſem Leben hinweg. Mit dem Freunde Dahlmann wandert er nach dem öſterreichiſchen Kriegsſchauplatz. Hofft er dort für den Anſchluß Preußens an Oeſterreich zu wirken? Will er ſelber in Oeſterreichs Heeren gegen Frankreich fechten? Man weiß es nicht. Man weiß nicht einmal, ob er auf den Schlachtfeldern von Aspern herumirrend ſchließlich von Oeſterreichern oder von Franzoſen als Spion verhaftet wird; gewiß iſt nur, daß er auf lange Monate in Verluſt gerät — zum vierten Mal verſchollen.

Und noch einmal taucht er empor, diesmal in Berlin. Mit einer Anzahl jüngerer Romantiker, mit Fouqué, Arnim, Brentano gründet er die „Berliner Abendblätter", eine Zeitung, die ſich vortrefflich anläßt, und die Kleiſt mit glänzenden Beiträgen verſieht. Noch einmal nimmt ſeine Kraft großen Schwung, die beiden größten ſeiner dramatiſchen Gedichte werden vollendet, wahrſcheinlich auch ein nicht erhaltener Roman.

Und zum fünften Mal bricht Dämmerung herein, er überwirft ſich mit den Behörden und kann die Zeitſchrift nicht halten. Andere literariſche Unternehmungen ſcheitern; ſeine Stimmung wird immer dunkler, immer mehr zieht er ſich von ſeinen Freunden zurück; er findet die gefährliche Geſellſchaft einer ſchwer kranken Frau, deren Lebensüberdruß ſich ſeiner Todesluſt verbindet; am 21. November 1811 erſchießen ſich die beiden draußen am Havelſee.

Vielleicht macht dieſer Grundriß es klar, daß der Tod in dieſem Leben nichts neues und deshalb nichts endgiltig wertendes, keine Bilanz iſt. Es iſt nur das Hinüberſchwingen des Pendels nach der ſchwarzen Seite, wie es ſchon viermal in dieſem Leben ungeheuerſter Spannung erfolgt war. Daß jetzt beim fünften Mal eine dunkle Hand zugriff und das Pendel auf der dunklen Seite feſthielt, daß keine ſechſte Wiedergeburt erfolgte, das wirkt nun gleichſam zufällig, das will nichts mehr bedeuten — zumal der

Kern dieſes Lebens bereits in unzerſtörbaren Werken völlig geborgen war.

Der Rhythmus dieſes Werkes aber iſt im Grunde genau derſelbe wie der dieſes Lebens. Nichts anderes als jene maßlos zerſtörenden, mächtig aufbauenden Kräfte, die an ſeinem Leben arbeiteten, iſt in ſeinem Werke zu finden. In Kleiſts Sprachſchatz herrſchen zwei Lieblingsworte die, unendlich viel öfter als alle anderen, in immer neuen Nuancen und Betonungen geſprochen werden: Sich verwirren und Sich faſſen. Und wie wir von ſeiner dramatiſchen Sprache ſehen, daß ſie durch nichts merkwürdiger iſt als durch den ſtändigen Wechſel zwiſchen unfertigem, ſchillernden, toll durcheinander gewirrten Satzſplittern und in großartiger Faſſung ganz ausrollenden Perioden — ſo iſt auch inhaltlich in ſeinem Werk kaum etwas anderes enthalten, als der Wechſel von Verwirrung und Faſſung in einer Menſchenſeele. — Dadurch, daß er dieſen Grundrhythmus ſeiner

Seele zu dem Stoff in Beziehung ſetzt, macht Kleiſt aus der alten frivolen Poſſe, von dem Betrug, den der Göttervater Zeus am Ehemann Amphytrion übt, die tiefſte und erſchütternſte Komödie der Deutſchen. Denn im Grunde iſt Alkmene ſein „Held", die Frau des Amphytrion. Zeus möchte ſie, deren ganzes Sein in der Liebe zum Gatten verankert iſt, verwirren. Aber er, der den ganzen Reichtum, die ganze Mannigfaltigkeit der Welt in ſich trägt, vermag doch nichts über den Menſchen, dem eine große Leidenſchaft klare Willensrichtung gibt. Seine Verſuche, die Geſtalt des Gatten abzuſtreifen und nur in ſeinem göttlichen Weſen Alkmene für ſich zu gewinnen, ſcheitern, denn in allen Schmerzen der Verwirrung behauptet ſich ſiegreich ihre auf einen Punkt gerichtete Liebe, ſchmerzlich muß der Gott verzichten; er ſpricht: „und alles, was ſich dir nahet, iſt Amphytrion." Der ſie verwirren wollte, hat ſich ſelbſt getäuſcht, nicht ihr „unfehlbares Gefühl."

Die Umkehrung dieſer pathetiſchen Komödie und deshalb eine Groteske, iſt „Der zerbrochene Krug“. Hier möchte gegen alle Inſtinkte der ſittlichen Menſchheit der Richter auf ſeinem Stuhl, der ſelbſt der ſchuldige iſt, die Natur verwirren, möchte ſeine Identität zerſtören, ſein Richtertum und ſeine Schuld von einander löſen; aber er wird „gefaßt“ und mit grimmigem Lachen zeigt die Natur, daß ſie das Grundgeſetz aller Wahrheit und Klarheit, alles Weſens und Seins, den Satz von der Identität nicht verwirren läßt.

„Penthesilea“ iſt nur eine neue Variation der großen Melodie: Die Faſſung, die Sicherheit, die ſelbſtbewußte Haltung der Perſönlichkeit zu einer Starrheit getrieben, die tötlich wirkt. Jene letzte heilige Verwirrung des Selbſtgefühls, die ſich die Natur um der Frucht willen vorbehielt, die Ich und Du löſende Verwirrung der Liebe — ſie findet an dieſer allzu feſt gefaßten, im höchſten Stolz geſchloſſenen Seele

keinen offenen Eingang mehr. So muß ſie gewaltſam zerſtörend durchbrechen. Weil ſie als zwei zu gleiche Weſen von königlichem unbeugſamen Selbſtgefühl zuſammentrafen, weil ſie „zu ſtolz und kräftig blühen", müſſen ſich Pentheſilea und Achilles zugrunde richten. — Dieſer Tragödie ſetzte Kleiſt die Idylle, das Märchen vom unzerſtörbaren harmoniſchen Menſchen gegenüber: das „Käthchen von Heilbronn", das das Geſetz der Liebe in den Mittelpunkt ihres Weſens aufgenommen hat und deshalb dem großen, ſüß verwirrenden Naturgebot auf all ſeinen verſchlungenen Pfaden folgen kann, ohne die Reinheit des Ich, die gefaßte Sicherheit der Perſon je zu gefährden.

Es wäre nicht ſchwer, auch aus den Kleiſtſchen Novellen den gleichen Grundrhythmus ſichtbar zu machen, es ſteckt das gleiche Thema irgendwie gewandelt noch in ſeinen kleinſten Proſaſchriften und Anekdoten; und die einzige Szene, die aus ſeinem größten Plan übrig geblieben iſt, das

Güscard-Fragment, ist geradezu ein Epigramm für den Kleist'schen Schaffenskern: höchste Verwirrung, Tumult erfüllt das Kriegslager der Normannen, Feinde, Pest und Hungersnot drohen. Aus dem Zelt tritt der Feldherr, der Herscher; wir ahnen, wir sehen es schließlich: selber ist er schon von der furchtbaren Seuche ergriffen; aber dem Volke, den Göttern und sich selbst trotzt er entgegen, mit ungeheurer Willensspannung wahrt er seine Haltung, und, obschon schwankend, steht er doch aufrecht und furchtbar gefaßt vor seinem Volke. Dieser Mensch ist Kleist: der Mensch, der der höchsten Verwirrung den Trotz ordnenden Willens, die gewaltigste Fassungskraft entgegenwirft. Es ist der formende Geist der preußischen Staatszucht, der sich hier schöpfergleich mit ausgebreiteten Armen in das Gewölk romantischen Lebensaufruhrs wirft, Licht von Finsternis scheidend, Pflanzen und Getier und Menschen schaffend — Ordnung und Welt — Kosmos.

Im Weſen dieſes Künſtlers, der mit der ererbten Weisheit ſeines Preußenblutes den Streit der Seelen ſchlichtete, mußte eine letzte Klärung und Befeſtigung kommen, als ihm das Schickſal einen Blick in die Wurzeln der eigen Kraft aufzwang und ſeine tiefſten Inſtinkte zu bewußtem Willen erhob. Die Schlacht bei Jena zerbrach das Königreich Preußen; furchtbar und völliger als je ein Staatsweſen brach der Bau Friedrich des Großen auseinander, ſank in den Staub und wurde mit Füßen getreten. Im Blute Kleiſts, das ſeit vielen Generationen an dieſem Werk gearbeitet hatte, erwachte die ganze wilde Wut eines Menſchen, der ſeine perſönlichſte Sache, den Sinn ſeines Lebens geſchändet ſieht. So erhob ſich Kleiſt gegen dieſen Napoleon, dieſe Franzoſen, die Preußen unterjochten. Plötzlich war er, der ſich ſelbſt weltfremd geglaubt hatte, ein leidenſchaftlicher Politiker, und nun, da ganz offenbar politiſcher Wille mit dem ausgereiften Künſtlertum in ſeiner Bruſt in Berührung trat,

entſtanden erſt die Werke, die vielleicht nicht weſentlicher, aber doch deutlicher, packender als die früheren Keiſts geſchichtliche Miſſion darſtellen: die Aufarbeitung des preußiſchen Staatsgedankens in die deutſche Kultur.

Es entſtand „Die Hermannsſchlacht". Ein Tendenzgedicht: die Vertreibung der Römer aus Germanien, als Anweiſung, wie die Deutſchen die Franzoſen vertreiben ſollten. Aber dieſes Zeitgedicht iſt im doppelten Sinne von unvergänglicher Bedeutung. Das eine iſt ein nationaler Sinn, er geht vor allem uns Deutſche an. Da handelt es ſich um die Tatſache, daß Kleiſts Hermann, der gedichtete Befreier und Einiger der Deutſchen, zugleich der wirkliche Gründer des neuen deuſchen Reiches iſt: Otto von Bismarck: nicht Weisſagung, nicht Prophezeiung — er iſt es! er iſt es mit Leib und Seele, mit Fleiſch und Blut. Daß die Bismarcks und die Kleiſts auch auf irgendwel-

chem Wege verſippt ſind, iſt Nebenſache: im tieferen Sinne ſind ſie eben ein Geſchlecht, zwei von jenen paarhundert pommerſch-märkiſchen Familien, auf denen ſeit dreihundert Jahren die preußiſche Staatsarbeit liegt. Sie haben im gleichen Lebensumkreis das gleiche Lebensgeſetz, die gleiche Moral, die gleiche Luft, die gleiche Disziplin. Und zweimal wurde aus der Mitte dieſer bald ſchwachen und bald ſtarken, bald bornierten, bald begabten, aber ſehr durchſchnittstüchtigen Menſchenklaſſe ein Genie geboren: erſt ein Dichter und dann ein Staatsmann. Als aber der Dichter daran ging, den Staatsmann, wie er in ſeinem Blute lebte, in ſeinem Geiſt ſich ſpiegelte, vorbildlich darzuſtellen, da konnte er garnichts anderes tun, als jenen Gewaltigen darſtellen, der bald aus gleichem Blute und gleichem Geiſt geboren werden ſollte. Und ſo hat Kleiſts Phantaſie tatſächlich den Otto von Bismarck ſechs Jahre vor ſeiner Geburt geſchaffen. — — Zu beweiſen iſt das

ungefähr mit jeder Zeile, die der Kleiſt'ſche Hermann ſpricht, mit jeder ſeiner Gebärden und ſeiner Handlungen, denn überall gibt es in Bismarcks Worten und Taten Erſcheinungen von der verblüffendſten Aehnlichkeit. Das geht von der privateſten Menſchlichkeit bis zum öffentlichſten Wirken: da iſt der Mann, der glänzend ſieht und hört, der die „Jagd eigentlich für den natürlichen Zuſtand des Menſchen" hält (Bismarck) und der als ein ſtarker Pokulierer, ein rechter „Sybarit" die Becher kreiſen läßt: „Das Jagen ſelbſt iſt weniger das Feſt, als dieſer heitere Augenblick, mit welchem ſich das Feſt der Jagd beſchließt" (Hermann). Da iſt der Wilde und Gewalttätige, der doch die zarteſten Nerven hat und nach entſcheidenden Erfolgen bei nachlaſſender Spannung krampfhaft zuſammenbricht. Das iſt der Mann, der in wichtigen Augenblicken ſeines Lebens Muſik braucht (den Bardengeſang oder Beethoven) ... Das iſt der Mann, der ſeine Frau liebt wie ein Deutſcher

liebt „mit Ehrfurcht und mit Sehnſucht“ (Hermann). — „Du biſt der Anker am guten Ufer“ (Bismarck) — und doch kaum anders als ſcherzend leicht ironiſierend mit ihr ſpricht, ſein Gefühl verſteckt; „Ein Geck biſt du, ich ſeh's und äffſt mich“, ſagt Tusnelda — „Dieſer Brief iſt nicht mit Blut, ſondern mit der roten Tinte geſchrieben, mit der wir die Dummheiten der Stenographen aus unſeren Reden herauskorrigieren,“ ſchreibt Otto von Bismarck an Johanna. — So geht es weiter in die politiſche Technik hinein: So wie gleich im Anfang Hermann die deutſchen Fürſten, die ihn aushorchen wollen, durch ſein Schweigen zum Reden bringt, um ſie dann plötzlich mit einer gewaltigen Offenheit ſeines Willens zu überrumpeln und durch einen plötzlichen Abbruch der Verhandlungen in Spannung zu laſſen — ſo hat Bismarck mit Napoleon und Palmerſton, mit dem Zaren und mit Beuſt verhandelt. So wie Hermann den Legaten, der das cheruskiſche Heer römiſch reformieren will,

unter beſtändigen Aeußerungen ſeines Beifalls an der Ausübung ſeiner Tätigkeit hindert, ſo hat Bismarck in der Luxemburger Affaire eine Erklärung Benedittis, die Krieg bedeutet hätte, erſtickt. Und ſo wie Hermann zum Ausbruch des Volksunwillens dem Boten befiehlt, die Schandtaten der Römer noch zu übertreiben, ſo hat Bismarck, als ihm der Krieg nötig ſchien, aus der Emſer Depeſche ſeine „Fanfare“ ſtiliſiert. Ja ſo wie Hermann dem Marbod in der Form der Unterwerfung ſeinen Willen aufnötigt, ſo hat Bismarck ein Leben lang ſeinen geliebten und verehrten Monarchen all das ihm befehlen laſſen, was er, Bismarck, für not hielt. Dies aber iſt der Kern im Weſen der beiden genialen Staatsmänner, daß ſie ganz von einer ungeheuren Sachlichkeit erfüllt ſind, von einem nicht zu verwirrenden Gefühl, das gegenüber dem einen, was ſie für not halten, kein Skrupel, keine Bedenken und Einſchränkungen, keine Sentimentalität der Liebe oder des Haſſes gelten läßt. Sie

haben den gleichen Haß der Ideologen, der Professoren, die Bismarck nur verhöhnte, weil sie „die Politik für eine Wissenschaft halten" und von denen Hermann sagt:

„die Schwätzer die,
ich bitte dich, laß sie zu Hause gehn,
die schreiben Deutschland zu befrein mit Chiffern, schicken
mit Gefahr des Lebens, einander Boten, die die Römer
hängen,
versammeln sich ums Zwielicht, — essen, trinken,
und schlafen, kommt die Nacht, bei ihren Frauen. —"

Und der wilde unerschütterliche Fanatismus der Sache, der auch Bismarck geleitet hat, der Hohn mit dem er es ablehnte, sich von einem Professor die Verfassung erklären zu lassen, die er selber gemacht hat, der ist es zuletzt, der Hermann gegen den abtrünnigen deutschen Fürsten, der, logisch-spitzfindig, die Existenz Germaniens leugnet, entscheiden läßt:

„Doch jetzo, ich versichere dich, jetzt wirst du
mich schnell begreifen wie ich es gemeint:
Führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder!"

Das ist der wilde Zorn des zum Handeln berufenen Menschen, der sich durch die Spitzfindigkeit der immer lebensfremden Vernunft, nicht die Kräfte des Fühlens und Wollens lähmen lassen will. — Und erst aus diesem ganzen Bau eines über zartester Empfindsamkeit in sicherem Gleichgewicht schwebenden und schwankenden stählernen Willens, erhebt sich dann die Aehnlichkeit des Werks, die ungeheure Einsamkeit, das unendliche Wagnis, mit der sie ihre Tat tun: „Fertig wie ein Reisender" (Hermann) — „Auf die Spitze des Schwerts gestellt" (Bismarck). — — — Diese Tatsache, daß im Kleistschen Hermann tatsächlich Bismarck lebt, ist aber für uns so wichtig, weil sie uns in Kleist die Kontinuität des Preußentums über Kleists Leben hinaus zeigt: Aus einer Staatsarbeit, die sich eben im Werke Friedrich des Großen gekrönt hatte, wuchs Heinrich von Kleist in dem Geist seiner Familie auf. Er war der Zeitgenosse und Schicksalsbruder jener Männer,

die vom Geiſte der großen deutſchen Kultur reich befruchtet 1813 Preußen neu ſchufen: Scharnhorſt und Gneiſenau, Boyen und Clauſewitz ſind ſeinesgleichen. Und er zeigt in der Vorgeſtalt ſeines Hermann, daß der Mann in ihm lebt, der Preußens Geſchick zum Schickſal Deutſchlands machen wird: Bismarck. So ganz iſt Preußens Geſchichte, mit allem was an ihr groß iſt, in Heinrich von Kleiſt!

Ueber dieſen dokumentariſchen Wert für uns Deutſche hinaus ruht nun die menſchliche Bedeutung des Werkes darin, daß vielleicht noch nie vor- und nachher ein ſo glühender Haß ſo ganz von künſtleriſchem Gefühl überwältigt worden iſt. Kleiſt, der wohl wußte, was Frankreich und Napoleon an ſich bedeuteten, hat dies Werk mit einem leidenſchaftlichen Haß der Franzoſen geſchrieben, die hier als Römer auftreten. Die Tonart ſeines Zornliedes „Schlagt, ihn tot! das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht", herrſcht auch hier; jedes Mittel zur Niederwer-

fung des ſchändlichen Feindes ſcheint erlaubt, auch Entſtellung und Lüge. Hermann will keine Latier, die ihm gutes tun, um ſeinem Grundgefühl des Haſſes nicht untreu zu werden; mit Bären läß Tusnelda den Legaten zerreißen. — Aber inmitten dieſes furchtbaren Haſſes: welche ganze lebensvolle und welche ganz gerechte, welche tief fühlende Darſtellung der Römer! kein entſtellter, kein karrikierter, kein gehäſſiger Zug! In all den tauſend Römerdramen aller deutſchen Oberlehrer ſind keine ſo vornehm, ſo adlig römiſchen Geſtalten auch nur verſucht worden, wie ſie hier wandeln: weltmänniſch, taktvoll, gemeſſen, den Abglanz eines höchſt genialen Staatsweſens auf der Stirn. Der Zorn dieſer Menſchen von überlegener Kultur, die ſich von Barbaren überliſtet ſehen, findet den vornehmſten, ſtärkſten Ausdruck:

„Der das Geſchlecht der königlichen Menſchen
beſiegt in Oſt und Weſt, der wird von Hunden in
Germanien zerriſſen,
das wird die Inſchrift meines Grabmals ſein."

Und ſelbſt für die ſittliche Entrüſtung, die der in ſeinem Vertrauen getäuſchte Varus dem Hermann gegenüber hat, beſitzt Kleiſt Gefühl und Worte:

„Hermann, Hermann, ſo kann man blondes Haar
und blaue Augen haben
und doch ſo falſch ſein wie ein Punier!“

Und ſo groß und würdevoll ſtirbt ſchließlich dieſer Varus, daß er mit höchſtem Fug rufen kann:

„Rom, wenn du fällſt wie ich: was willſt du mehr?“

Daß ſich ein ſo vollkommenes Gefühl für Weſen und Daſeinsrecht des Feindes mit dem entſchloſſenſten Haß verbindet, iſt das politiſch unerhörte, daß ein ſo vollkommenes Gefühl für jedes menſchliche Recht nicht den Willen zum Haſſen und Handeln unterbindet, iſt das künſtleriſch einzige an dieſem Werk. In dieſem Gleichgewicht iſt ſchon ganz vollendet, was das Weſen des Kleiſt'ſchen Werkes ausmacht: in Goetheſchem Feuer iſt der

preußiſche Stahl geſchmolzen und, ohne an ſeiner Feſtigkeit zu verlieren, zu einem neuen Götterbilde gegoſſen.

Nach dieſer vollkommenen Harmoniſierung der in ihm ringenden Kräfte blieb für Kleiſt eigentlich nur noch ein Werk zu tun, und daß er auch dies noch getan hat, widerlegt am vollſtändigſten die Auffaſſung, als ſei ſein Leben, weil es mit einem Selbſtmord endete, ein geſcheitertes, ſein Werk ein Fragment. Kleiſt konnte nun noch rückſchauend Rechenſchaft ablegen über den Weg, den er bisher gegangen war. Und das tat er, im „Prinzen von Homburg". — Das Schauſpiel „Prinz Friedrich von Homburg" iſt zunächſt nichts als ein Menſchheitsgedicht, wie es Hamlet und Fauſt, der Don Quixote und die Göttliche Komödie ſind. Es iſt eine Antwort auf die Frage, wie aus einem Knaben ein Mann, aus einem Geſchöpf ein Menſch wird, oder wie ein in ſeiner ſinnlichen Beſonderheit gefangenes Stückchen Welt dazu gelangt, ſich als ein Teil,

ein seelenvolles Glied der ewigen Weltordnung zu fühlen. Diese Grundfrage alles Menschenseins beantwortet auch Kleist im „Prinzen von Homburg". Aus einem mondscheinwandelnden, verspielten und verträumten Jüngling voll sinnlichem und privatem Ehrgeiz wird ein Mann, ein Held, bereit, für eine Sache, die ihm heilig ist, zu leben und zu sterben, seines Wertes und seines Sinns in der Welt bewußt. Das entscheidend neue aber ist, daß hier als stellvertretend für den Sinn im göttlichen Weltbild das Heiligtum eintritt „das in dem Lager Vaterland sich nennt". Der „Prinz von Homburg" behandelt das Menschheitsproblem am Stoff eines preußischen Offiziersdramas. Das Preußentum in seiner schärfsten Form, in seinem innersten Nerv, als Heeresdisziplin erscheint hier so vergeistigt, so von seelischer Bedeutung geschwellt, daß es Tragkraft gewinnt, um Fundament eines großen, menschlichen Erziehungsgedichts zu werden. Das ist

das Unerhörte und Neue dieſes Dramas, und es iſt zugleich das hellſte und neuſte Sinnbild für jene geiſtesgeſchichtliche Stellung, um derentwillen Kleiſt der Genius der Stunde iſt.

Der Menſch, der am Anfang dieſes Dramas traumwandelt und im Traum Kränze des Ruhms und der Liebe zu erraffen glaubt, iſt kein Held — obwohl er ſehr wohl fähig wäre, im Rauſch ſeiner Leidenſchaft auf dem Schlachtfeld und ſonſt ſein Leben zu wagen. Als er aber dem Tode, dieſem großen Richter alles Lebens, ohne Rauſch gegenüberſteht — (er wird zum Tode verurteilt, weil er in ſeinen privaten Träumereien den Schlachtbefehl überhörte, von deſſen pünktlicher Befolgung aber perſönliches Schickſal abhängt) — da bricht ſein Scheinheldentum zuſammen; die ſinnlich-gemeine Art ſeines bloß berauſchten Mutes wird offenbar in einem furchtbaren Zuſammenbruch blaſſer, würdeloſer Todesangſt, erbärmlicher Lebensgier. Da aber

ſetzt der große Erzieher ein, die einzige „Idealgeſtalt", die Kleiſt geſchaffen hat, der Kurfürſt. Er ſchreibt ihm:

„Mein Prinz von Homburg, als ich Euch gefangen ſetzte,
um Eures Angriffs, allzufrüh vollbracht,
da glaubt' ich nichts als meine Pflicht zu tun,
auf Euren eignen Beifall rechnet' ich.
Meint Ihr, ein Unrecht ſei Euch widerfahren,
ſo bitt' ich, ſagts mir mit zwei Worten —
und gleich den Degen ſchick' ich Euch zurück!"

Damit tut der Kurfürſt das Weiſeſte und Größte, was ein Erzieher und ein Richter tun kann: er begibt ſich aller äußeren Gewalt und ruft das innere Rechtsgefühl des Angeklagten ſelbſt zur Entſcheidung. Damit aber rührt er an den tiefſten Punkt, an dem in der Seele des Prinzen von Homburg wirkliches Heldentum ſchlummert, und das iſt, wie es ſich für ein preußiſches Offiziersdrama gebührt, die Ehre, die Ehrlichkeit des Mannes, der ſeine Rettung keiner Lüge verdanken will. An dieſem Mannesmut erwacht das Bewußtſein des

Prinzen und zwingt ihn, den Blick aufzuſchlagen zu jener größeren Ordnung, in der ſein Leben als Teil ſchwingt und unſterbliche Würde gewinnen kann. Nun begreift er, was er tat, als er in ſelbſtiſcher Laune gegen dieſe Ordnung fehlte, und er ſchreibt hin: „Du tuſt mir recht“. Damit aber iſt der Prozeß zu Ende, denn der Kurfürſt, der keine Leiche, ſondern einen im höheren Sinne Lebendigen wollte, hat ſein Ziel erreicht. Die Tragödie iſt in eine Heiterkeit höchſter Ordnung aufgelöſt. —— Es gehört zu dieſer nicht äſthetiſchen, ſondern kulturkritiſchen Betrachtung aber auch ein Blick auf die künſtleriſche Vollkommenheit dieſes Werkes! Es iſt in jedem Teil das, was es im ganzen iſt, eine vollkommene Harmonie von tatbereiter Kraft und höchſter Zartheit:

„Du biſt ſo mild, o Sohn der Götter,
der Frühling kann nicht milder ſein,
ſei furchtbar heut, ein Schloßenwetter,
und Blitze laß Dein Antlitz ſtreun.“

So hieß es ſchon in der „Hermannsſchlacht“. Nun aber erſt ſteht in höchſter Klarheit dieſer Kurfürſt da, der Heerführer, der waltende Volksvater mit der „Stirn des Zeus“, von dem doch das „Töchterchen“ Natalie ſagen kann: „Und Gott ſchuf doch nichts Milderes als Dich“. In ſeiner unbeugſamen Größe iſt er doch durchaus ohne römiſche Kälte, er beſitzt das höchſte Zeichen unbeſchränkten Weltgefühls, tiefſten Begreifens: Humor. — Und da ſteht der alte Kottwitz, Urbild des märkiſchen Junkers, der im Waffendienſt der Hohenzollern lebt und webt, und doch kann der „alte wunderliche Herr“ am Schlachtenmorgen ſprechen:

„Ein ſchöner Tag, ſo wahr ich Leben atme!
Ein Tag, von Gott, dem hohen Herrn der Welt,
gemacht zu ſüßerm Ding als ſich zu ſchlagen!
Die Sonne ſchimmert rötlich durch die Wolken,
und die Gefühle flattern, mit der Lerche,
zum heitern Duft des Himmels jubelnd auf! —“

Und da iſt Natalie, ein Mädchen, ſcheu und zart wie Blumen im Windhauch, und doch, wo

es um die Sache ihres Lebens geht, von der Verwegenheit und Kraft eines alten Kriegers: ſie fälſcht einen kurfürſtlichen Befehl, um die Offiziere, die eine Bittſchrift für den Prinzen aufſetzen wollen, zuſammenzubringen. Und Natalie iſt es, die mit einem kinderſchlichten Satz die Summe dieſes Werkes und aller Kleiſtſchen Werke gewinnt:

„Das Kriegsgeſetz, das weiß ich wohl, ſoll herrſchen,
jedoch die lieblichen Gefühle auch."

*

Das karge, das harte und trotzige, das oft nur im äußerlichen Sinne mutige preußiſche Junkertum hat hier ſeine tiefſte Veredelung erfahren; es iſt um den ganzen Inhalt Goetheſchen Menſchentums, Kanteſcher Geiſtigkeit bereichert worden, ohne ſeinen politiſchen Wert, ſeine Tatkraft, ſein Pflichtgefühl gegenüber der Realität einzubüßen. Und dieſen Typus aufzuſtellen, war die Sendung Kleiſts. Dieſem Typus zuzuleben, wird für das Deutſchland nach dem Kriege noch

immer eine gewaltige Aufgabe ſein —: nicht nur gegenwärtig, ſelbſt zukünftig iſt Kleiſts Werk. Denn freilich macht uns ſeine Welt, wie ſie von Goetheſchem Begreifen und Fühlen geſchwellt, doch in lebendigſter Beziehung zu dem Preußen Friedrichs, Scharnhorſts und Bismarcks ſteht, ſicher, daß der in Preußen offenbarte Wille zur ſtaatlichen Organiſation, zur ſchützenden Machtform ein natürliches und höchſter Harmoniſierung fähiges Verhältnis zur deutſchen Kultur und zu höchſtem Menſchentum beſitzt; ſie beweiſt uns allerdings, daß es unmöglich iſt, das Deutſchland Bismarcks gegen das Deutſchland Goethes auszuſpielen, — denn Bismarck und ſeine Schöpfung ſind ohne Goethe faſt ebenſowenig denkbar wie Kleiſt und ſein Werk! — Aber wenn dies die Lüge und den Irrtum unſerer Feinde offenbart, ſo bleibt doch wahr, daß in unſerem Leben bisher keineswegs auf allen

Punkten die Kleiſt'ſche Harmoniſierung durchgeführt iſt. Wie es noch immer viele Stellen gibt, in denen das deutſche Leben ſentimental, formlos und unbeſchützt verläuft und des preußiſchen Stahls, der preußiſchen Zucht entbehrt, ſo gibt es noch Aeußerungen preußiſcher Energie genug, die der geiſtigen Vertiefung, der ſeeliſchen Veredlung entbehren, wie ſie aus der Welt Goethes und Kants kommen kann.

Die Familie Kleiſt hat damals ihren größten Sohn nicht begriffen, hat ihn als einen Untauglichen und Untüchtigen verachtet und damit nicht wenig zu jener Ueberlaſtung ſeiner Kraft beigetragen, die ihn in der fünften Kriſe ſeines Lebens ſchließlich ſterben hieß. Noch heute gibt es genug Elemente in dieſem preußiſchen Junkertum, die von allem innerlichen Begreifen des Kleiſtſchen Werkes fern ſind, deren Heldentum mehr eine ſinnliche Bravour als eine ſittliche Tat, mehr erſter als fünfter Akt des „Prinzen von Homburg" iſt. Es gab und gibt zwiſchen

dieſem Preußen und Deutſchland ſchmerzliche Spannungen; ſie zu überwinden, Deutſchland zu ſtählen, Preußen zu durchſeelen, wird die große Aufgabe der deutſchen Zukunft bleiben. Daß ſie lösbar iſt, iſt uns nirgends größer und deutlicher verbürgt als im Werke Heinrich von Kleiſts. Durch dieſe Zeit, in der ſich Deutſchland, ſeines menſchheitlichen Sollens und Wollens tief bewußt, doch voll nationalen Selbſtgefühls gegen feindliche Völker zur Wehr ſetzt, können wir deshalb keinen beſſeren Führer haben als den Heinrich von Kleiſt, der das Herz ſeines Werkes aufſchließt mit den Worten:

„Das Kriegsgeſetz, das weiß ich wohl, ſoll herrſchen,
jedoch die lieblichen Gefühle auch."

Die Bücher dieſer Sammlung, die den Titel „Die Zeitbücher" führt, ſind in den guten Buchhandlungen auf Lager.

Es erſchienen bis jetzt:

Band 1: Wilhelm Schuſſen, Im großen Jahr
Kriegserzählungen

Band 2: Kurt Münzer, Der jüngſte Tag
Novellen aus dem Kriege

Band 3: 1870/71. Lieder und Gedichte. Zuſammengeſtellt von Walter Jerven

Band 4: Richard Serau, Siegesopfer
Kriegsbilder

Band 5: Richard Rieß, Krank am Kriege
Kriegsnovellen

Band 6: Heldinnen. Kriegserzählungen zu Ehren unſerer tapferen Frauen. Herausgegeben von Walter Jerven.

Band 7: Peter Scher, Kampf und Lachen
Erzählungen, Gloſſen, Gedichte

Band 8: Leonhard Adelt, Der Ozeanflug
Novelle

Band 9: Julius Bab, Preußen und der deutſche Geiſt

Band 10: Theodor Heuß, Schwaben und der deutſche Geiſt

Band 11: Willi Handl, Oeſterreich und der deutſche Geiſt

Weitere Bände ſind in Vorbereitung.
Proſpekte verſendet der Verlag koſtenlos.

UNIVERSITY OF (
BEl

Return to desk f
This book is DUE on t

12Apr48LB

SEP 6 1955

13Oct'58WJ

REC'D LD
DEC 13 1958

LD 21–100m-9,'48(B399s16)476

YC153849

M167278

PT2379
B34

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY